

Mirjam Günter
Die Ameisensiedlung



© Jan Roeder

Mirijam Günter ist in Köln aufgewachsen. Mit ihrem Debütroman ›Heim‹ gewann sie den Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis und löste ein gewaltiges Presseecho aus. Für die Arbeit an diesem Buch erhielt sie ein Stipendium des Landes Nordrhein-Westfalen. Mirijam Günter lebt heute in Köln-Ehrenfeld. Sie bietet zudem Literaturwerkstätten an, u. a. in JVA's und Schulen.

Weitere Titel von Mirijam Günter bei dtv junior: siehe Seite 4

Mirijam Günter

Die Ameisensiedlung

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Von Mirijam Günter ist außerdem
bei dtv junior lieferbar:
Heim

Jörg Hoffmann und
Christian Frings für
ihre unerschütterliche Freundschaft

Günter Happ und S. R. Senge
für ein Ankommendürfen

Das gesamte lieferbare Programm von
dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de



Originalausgabe
4. Auflage 2013

© 2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Lektorat: Dorothee Dengel

Fachliche Beratung: Susanne Korbmacher

Gesetzt aus der Aldus 10,75/13,5

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78212-8

1. Kapitel

Name: Lebermann

Vorname: Conny

Alter: 15

Schulbildung: Hauptschulabschluss

Berufswunsch: Verkäuferin

Hobbys: Federball

Bis auf die ersten drei Zeilen stimmte gar nichts. Ich war von meiner fünften Schule geflogen und musste nun in eine Berufsfindungsklasse. Das ist so eine Klasse, in die alle müssen, die noch schulpflichtig sind, die aber keiner mehr haben will. Mein letztes reguläres Zeugnis war mein Versetzungszeugnis von der sechsten in die siebte Klasse, so schloss sich das mit dem Hauptschulabschluss wohl aus.

Wir waren mit der Klasse zum Arbeitsamt gefahren, Berufsfindungstag nannten sie so was. Man musste einen Bogen ausfüllen und danach am Computer Fragen beantworten. Der sagte einem dann, was man werden sollte. Mein Computer sagte mir, dass ich Gerüstbauer oder Polizist werden sollte. Da hatte er anscheinend was falsch verstanden. Ich bin nicht schwindelfrei und in der Ameisensiedlung zu wohnen und Polizist zu sein schließt sich gegenseitig aus.

Ich gab der Frau hinter dem Schreibtisch meinen Bewerbungsbogen.

»Mein Gott, lernt ihr in der Schule denn nicht, wie man anständige Bewerbungen schreibt?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Wo bist du geboren?«

»Deutschland.«

Ein misstrauischer Blick.

»Name der Eltern?«

»Mutter: Betti Lebermann, Vater: unbekannt.«

»Ach so, deshalb.«

Das »ach so« bezog sich wahrscheinlich auf meine dunkle Hautfarbe und meine pechschwarzen Haare.

»Postleitzahl?«

»Weiß ich nicht.«

»In welchem Stadtteil wohnst du denn?«

»Kitzingen.«

»Ach, die Ameisensiedlung.«

»Ja, so nennt man das auch bei uns.«

»Dann wird ja so einiges klar.«

Ich wusste nicht, ob sie damit meine Hautfarbe oder mein letztes Versetzungszeugnis meinte, das sie gerade in den Händen hielt.

»Bist du vorbestraft? Dann kannst du das mit deinem Berufswunsch nämlich vergessen!«

»Ich weiß nicht genau, vor dem Richter hab ich schon ein paar Mal gestanden.«

Das war eine Lüge, die sie aber gern glaubte.

»Das haben wohl bei euch in der Gegend alle. Das ist ja Klein-Chicago, wenn man so die Zeitungen liest.

Wer da wohnt, der ... na ja. Deine Mutter hat wohl viele wechselnde Lebenspartner?«

Diesmal wusste ich definitiv, dass sie meine Hautfarbe meinte.

Ich sprang so heftig auf, dass ihre Kaffeetasse umfiel, und stürmte aus dem Zimmer.

Die anderen aus meiner Klasse, also die wenigen, die mitgekommen waren, gingen noch mit unserer Klassenlehrerin essen. Ich murmelte etwas von Übelkeit und stapfte Richtung S-Bahnstation. Ich war zutiefst beleidigt. Was hatte diese Frau für ein Recht, so über meine Mutter zu reden?

Ich fuhr zurück in die Ameisensiedlung. Mit der S-Bahn braucht man von der Innenstadt eine halbe Stunde. Die Ameisensiedlung ist eine Hochhaussiedlung, wo nur Menschen wohnen, die es aus unterschiedlichen Gründen nicht geschafft haben, in einer besseren Gegend zu wohnen. Die Gründe sind unterschiedlich, aber die Menschen sind alle gleich. Keiner hat Geld, und wenn jemand welches hat, dann ist es meistens geklaut. Es gibt ständig Schlägereien, bei uns prügeln sich alle, sogar die Frauen untereinander. Bei uns leben unwahrscheinlich viele Kinder, die überall herumschreien. Für alle anderen Menschen in der Stadt sind wir der Asi-Stadtteil schlechthin.

Geplant war etwas ganz anderes. Als ein paar Leute vor ein paar Jahrzehnten beschlossen hatten, die Ameisensiedlung zu bauen, sollte das ein moderner Stadtteil werden. Viel Grün und viele Spielplätze sollten entste-

hen. Ein idyllischer Vorort, in dem viele verschiedene Menschen mit viel und mit wenig Geld leben sollten. Da war etwas schief gegangen. Was, weiß ich aber nicht. Vielleicht wollen reiche Leute nicht im fünfzehnten Stock leben und auf Hundescheiße gucken. Heute wohnen hier nur Menschen, die sonst keiner haben will. Entweder weil sie kein Geld oder die falsche Hautfarbe haben, vielleicht auch weil sie hier schon immer wohnen und ihre Eltern schon immer hier gewohnt haben und sie vergessen haben, dass man umziehen kann.

Ich beschloss nach Hause zu gehen und mir mein Geld für diesen Monat bei meiner Mutter abzuholen.

Meine Mutter war Anfang dreißig und Alkoholikerin. Wir hatten eine Wohnung mit zwei Zimmern. In dem einen Zimmer schlief meine Mutter mit ihrem jeweiligen Partner, in dem anderen schliefen meine zwei kleinen Brüder, die Zwillinge, und ich. Sie waren im Suff gezeugt worden, das behauptete zumindest meine Mutter, wenn sie betrunken war. Sie taten mir leid, trotzdem wusste ich nicht, wie ich ihnen helfen sollte. Ich versuchte mich um sie zu kümmern, aber meistens war so viel in meinem eigenen Leben los, dass ich keine Zeit dafür fand. Wenn ich mal zu Hause war, dann war das tief in der Nacht, da schliefen sie schon. Früher, als ganz kleine Kinder, haben meine Brüder nicht glauben wollen, dass ich ihre Schwester bin. Ich sehe anders aus als sie, ich habe nämlich viele schwarze Locken und eine dunkle Hautfarbe und meine Brüder sind blond und blauäugig.

Zu Hause war der Kühlschrank – bis auf zwei Bier-

dosen – wie immer leer. Meine Brüder waren noch in der Schule. Sie besuchten eine Schule für Lernbehinderte, dort gab es nach dem Unterricht eine Nachmittagsbetreuung. Ich frage mich, warum es für solche Kinder keinen Nachmittagsunterricht mit einer Abendbetreuung gibt. Abends sind doch die Eltern am schlimmsten betrunken und schlagen ihre Kinder.

Wer sich jetzt wundert, dass das Jugendamt bei uns nichts unternahm, der kennt mich nicht. Sie ließen sich tatsächlich ab und zu blicken, ich hatte dann immer die Wohnung aufgeräumt und meine Mutter weggeschickt. Dann erzählte ich ihnen die tollsten Geschichten. Über die verzweifelten Bemühungen meiner Mutter, gerade wieder eine Arbeitsstelle zu finden, konnte selbst ich weinen.

Ich hämmerte gegen die Schlafzimmertür meiner Mutter – natürlich antwortete keiner. Als ich die Tür aufmachte, drehte sie sich um.

Sie saß nur mit einem T-Shirt bekleidet auf dem Bett und rauchte gemeinsam mit einem Typen, der in dem Sessel gegenüber saß, eine Zigarette.

»Kannst du nicht klopfen?«

Ich war froh, dass ich nicht früher hereingekommen war, wer weiß, was für einen Anblick ich da hätte ertragen müssen.

Ich sah sie mir an. Eigentlich sah sie gar nicht so schlecht aus. Der Alkohol hatte zwar Spuren in ihren Augen hinterlassen und der harte Zug um ihre Mundwinkel herum wies darauf hin, dass sie hier in der

Gegend schon geboren war und selten etwas anderes gesehen hatte, aber ansonsten sah sie immer noch wie eine junge Frau aus. Sie hatte mich mit fünfzehn bekommen. Hier in der Gegend was Normales.

Manchmal, wenn meine Mutter im Suff sentimental wurde, fing sie an zu weinen und bat mich nie Kinder in die Welt zu setzen. Ich versprach es ihr immer.

»Gibt das Fräulein mir mal eine Antwort?« Meine Mutter war schon ziemlich betrunken.

»Ich hab geklopft.«

»Was willst du? Du siehst doch, dass ich Besuch hab?«

»Ich brauch Geld.«

»Es gibt kein Geld.«

»Aber wir haben heute den Ersten, du hast erst vorgestern das Geld vom Sozialamt bekommen.«

»Darf sich deine Mutter vielleicht auch mal was leisten, nach dem, was ich alles für euch tu? Paul, das ist übrigens meine älteste Tochter, sie heißt Conny und ich hab nur Scherereien mit ihr. Ich hätte sie abtreiben sollen, dann wär mir einiges erspart geblieben. Sie treibt sich mit den schlimmsten Typen in der Gegend rum, sogar die Polizei war schon dreimal wegen ihr hier.«

Sie log. Die Polizei war bei uns gewesen, weil meine Mutter so schlimm randaliert hatte, dass sogar unsere Nachbarn die Polizei gerufen hatten. Einmal hatte sie dabei einen Polizisten mit Bierflaschen beschmissen und musste über Nacht mit aufs Revier.

»Also, was ist jetzt mit dem Geld?«

»Hörst du schlecht? Ich hab kein Geld. Paul, sag du ihr das, auf mich hört sie schon seit Jahren nicht mehr.«

Der Typ, der Paul oder sonst wie hieß, guckte mich mit gläsernen Augen an.

»Hörst du nicht? Hau ab, lass deine Mutter zufrieden.«

»Von so einem besoffenen Stinkstiefel lass ich mir gar nichts sagen, das ist auch mein Geld.«

Leider war dieser Paul noch nicht so betrunken, um nicht aufstehen zu können und mir mit der Hand ins Gesicht zu schlagen. Ich knallte gegen die Tür. Meine Mutter lachte hysterisch.

Ich rannte aus der Wohnung. Draußen im Flur lehnte ich mich gegen die Wand und kämpfte mit den Tränen. In der Wohnung nebenan schrie eine Frau, niemand reagierte. Hier reagiert nie jemand auf Schläge und Schreie, ich auch nicht, denn hier werden ständig Menschen geschlagen und irgendjemand schreit immer. Ich beschloss zu meinen Freunden zu gehen. Ich hatte echt Schmerzen, obwohl ich schon gut einstecken kann. Aber vielleicht tat dieser Schlag deshalb so weh, weil er mich unerwartet getroffen hatte. Wenn man auf einen Schmerz vorbereitet ist, dann kann er einem nicht mehr so wehtun.

2. Kapitel

Wir hingen immer im oder am Einkaufszentrum herum. Drinnen oder draußen, das lag nicht an den Temperaturen, sondern an der Laune des Sicherheitsdienstes. Wenn er gut drauf war, ließ er uns zufrieden (das war er, wenn er viele beim Klauen erwischt hatte). Wenn er schlecht drauf war (das war er, wenn er niemanden erwischt hatte, denn dann waren wir am Werk gewesen), schmiss er uns raus. Meine Clique bestand nur aus Jungs, mit Mädchen kann ich nichts anfangen. Sie gehen mir mit ihrer albernem Art auf die Nerven. Mädchen vertragen die Wahrheit nicht, bei ihnen muss man alles sprachlich verpacken, man darf nie geradeheraus sein. Ich darf zum Beispiel nicht zu einem Mädchen sagen, dass ich sie für total bescheuert halte, sondern muss ihr sagen, dass ich das Gefühl habe, dass es ihr momentan nicht gut geht. Für so eine gefühlvolle Laberei fehlt mir aber die Zeit. Ich passe auch rein äußerlich nicht zu ihnen. Sie laufen selbst im Winter mit bauchfreien Jacken herum, bei deren Anblick ich anfangen zu frieren. Mädchen bleiben immer nur unter sich und warten darauf, dass ein Junge vorbeikommt und sie anspricht. Wenn ein Junge sich das tatsächlich einmal traut, fangen die Mädchen gemeinsam an zu kichern. Ich weiß aber nicht, warum ich anfangen soll zu kichern, wenn mich ein Junge anspricht. Außerdem mache ich mich mit meiner Zimmermannshose und meinem dunkelblauen Seemannsrollkragenpulli eh nur zum Gespött der Mädchen.

Da keiner meiner Freunde draußen stand, konnte ich davon ausgehen, dass der Sicherheitsdienst gute Laune hatte.

»Hi, du siehst ja heute richtig perfekt aus«, begrüßte mich Andi, »der Händeabdruck auf deinem Gesicht macht dich echt sexy.«

Andi war mit Abstand der Härteste von uns und mein ältester Kumpel. Ich mochte ihn wirklich gern, was manche in unserer Siedlung nicht verstehen konnten. Andi baggerte alles an, was weiblich war und zwei Beine hatte. Sein großes Ziel war es, bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr alle Mädchen der Siedlung vernascht zu haben. Vernaschen nannte Andi es, wenn er es geschafft hatte, ein Mädchen ins Bett zu kriegen. Er hatte schon verdammten Ärger gehabt, vor allen Dingen mit den Typen, dessen Freundinnen er angegraben hatte. Wie viele Herzen er gebrochen hatte, wollte ich gar nicht wissen. Ich hatte ihn kennen gelernt, weil er mich ziemlich übel angemacht hatte. Noch heute weiß ich den Spruch, den er mir damals an den Kopf geknallt hat. Er hatte mir angeboten mich trotz meiner Klamotten zu nehmen, dabei benutzte er Ausdrücke, von denen mir immer noch schlecht wird. Doch statt zu meinem Freund zu laufen, den ich eh nicht hatte, klebte ich Andi in Sekundenschnelle eine – so heftig, dass er gegen eine Mauer knallte. Seitdem waren wir die besten Kumpels. Andi war trotz seiner ekelhaften Sprache ein hübscher Junge, er versuchte das aber hinter einem grimmigen und hasserfüllten Blick zu verbergen. Er fehlte bei keiner Schlägerei und

die Polizei grüßte ihn mit Namen. Ein Polizist, mit dem Andi schon öfter zu tun hatte, wollte sogar einen Roman über Andis Leben verfassen, wenn er in Rente war. Das erfüllte Andi mit Stolz. Außerdem war er stolz, dass die schönsten Graffiti in unserer Siedlung von ihm waren. Das durfte aber niemand außer uns wissen.

»Wer war das? Wer hat dich geschlagen?«, fragte mich Benni wütend.

Also, das war für Bennis Verhältnisse wütend, wenn ich so redete, war das meine normale Lautstärke. Benni war das Weichei unter uns. Er kam aus guten Verhältnissen, seine Familie hatte früher einmal eine Villa mit Swimmingpool besessen. Dann verschwand seine Mutter und wurde Wochen später tot aufgefunden. Der Absturz der übrigen Familie kam schnell und heftig. Nur drei Monate nach dem Tod der Mutter befand sich der Rest der Familie in der Ameisensiedlung. Benni hatte diesen Absturz nie verkraftet, aber statt wie sein Vater zu saufen zog Benni es vor, zu jammern. Er ging mir mit seiner Jammerei total auf den Keks, weil er nichts damit änderte. Benni sah gar nicht so schlecht aus, er war groß und kräftig, aber sein bekümmertes Gesicht machte aus ihm einen Waschlappen. Er versuchte ständig anderen Leuten zu helfen, auch wenn sie das nicht wollten. Zum Beispiel zerzte er seinen Vater immer wieder aus der Kneipe statt zuzulassen, dass dieser Mann sich mal so richtig den Verstand wegsoff und endlich seine verstorbene Frau vergessen konnte. Seiner kleinen Schwester wollte er vorschrei-

ben, wie sie zu leben hatte, dabei kam sie besser mit den Tücken der Siedlung zurecht als Benni, obwohl sie erst zwölf Jahre alt war und Benni schon sechzehn. Benni war aber trotzdem in der Siedlung sehr beliebt, weil er zuhören und Streitereien fast immer schlichten konnte. Einen Vorteil muss ein Weichei ja haben.

»Meine Mutter hat Besuch von so einem betrunkenen Typen, den hat sie gegen mich aufgehetzt.«

»Deiner Mutter sollte man mal was in die Fresse hauen«, sagte Andi.

»Das machen ihre Typen schon, die spürt eh nichts mehr.«

»Wie ich die ganze abgefuckte Gegend hier hasse«, stöhnte Benni verzweifelt.

»Mit Gewalt änderst du nichts«, warf Michi ein.

Michi war mit Abstand der Intelligenteste von uns. Er ging ins Theater, las Zeitungen und diskutierte gern über Politik und Religion. Auch äußerlich passte er nicht zu uns. Er hatte Rastas, trug geflickte Cordhosen und bunte Hemden. Bevor er uns kennen lernte, war er ein Außenseiter gewesen und jeden Tag allein herumgezogen.

In dieser Gegend ein Außenseiter zu sein ist nicht gut. Das macht einen zum Opfer. Michi war die Zielscheibe von allen gewesen. Jeder wollte Geld, Drogen und Klamotten von ihm. Wenn er mit einer neuen Hose herumlief, wetteten wir, wer sie ihm als Erstes abzog. Sie erpressten jede Menge Schutzgeld von ihm, dabei versprachen ihm alle, dass er zukünftig nur noch an sie zahlen müsste und vor allen anderen Leuten sei-

ne Ruhe haben würde. Er klaute und versuchte Drogen zu verticken, was natürlich nicht klappte, da sie ihm einfach abgenommen wurden. Für jemanden, der jeden Tag Zeitung liest und gern ins Theater geht, ist es nicht gut, zu klauen und Drogen zu verticken. Er sah von Tag zu Tag blasser aus und alle warteten darauf, dass die Bombe platzte. Dass es dazu nicht kam, hatte er Andi und mir zu verdanken. Wir griffen ein, als er von ein paar Jugendlichen bedroht wurde. Na ja, Jugendliche ist übertrieben, es waren ein paar Kinder, die in der Gruppe zu brutalen Asis wurden. Wir bedrohten sie und sie hauten ab. Danach redeten wir noch mit ein paar wichtigen Leuten in der Siedlung – beziehungsweise Jugendlichen, die wir für wichtig hielten – und Michi wurde in Ruhe gelassen. Warum die Siedlungs-Szene-Größen auf uns hörten, wusste ich nicht. An ihren wackeligen Knien bei unserem Anblick kann es nicht gelegen haben, jeder Einzelne von ihnen hätte Andi und mich zusammen zu Brei schlagen können. Vielleicht hatte sie einfach das schlechte Gewissen gepackt, so wie einmal im Jahr das schlechte Gewissen den Normalbürger packt, wenn er ein Bild von einem hungrigen Kind sieht. In der Siedlung ging man davon aus, dass Michi das Schutzgeld nun an uns bezahlte. Natürlich tat er das nicht, wir nahmen keine Opfer aus, man macht als Außenseiter einfach keine anderen Außenseiter fertig. Aber wir hatten ihm verboten diesem Gerücht zu widersprechen, geschweige denn zu erzählen, dass er es uns zu verdanken hatte, in Ruhe gelassen zu werden. Andi und ich waren stolz, aber Andi meinte,

wenn sich unsere gute Tat herumsprechen würde, dann hätten wir bald alle Opfer dieser Siedlung am Hals.

Andi und ich kannten Michi schon seit zwei Jahren. Benni hatten wir vor anderthalb Jahren auf einem Freilicht-Antidrogen-Fest kennen gelernt. Wir bekamen kein Bier, da wir unter sechzehn waren. Und da Benni, von dem wir damals noch nicht wussten, dass er Benni hieß, allein herumstand und Bier hatte, schnorrteten wir ihn an. Er gab uns welches und seitdem hängt er mit uns ab.

Ich weiß, es hört sich so an, als wären meine Freunde alles sonderbare Vögel. Waren sie auch. Aber ich hing lieber mit sonderbaren Vögeln rum als mit schnatternden Gänsen, die sich Mädchen nennen, in der Ecke zu stehen und zu frieren. Wir waren die einzige Clique in unserer Siedlung, die als Zeichen ihrer Freundschaft eine Kette mit einem Ring um den Hals trug. Am Anfang wurden wir, also vor allem die Jungs, deswegen ausgelacht. Aber ich glaube, die anderen waren nur neidisch, weil wir auf so eine Idee gekommen waren. Später lachte niemand mehr über uns. Und obwohl wir rein äußerlich nicht in die Siedlung passten, waren wir doch ein Teil von ihr.

Und wie wir hier in unserer Siedlung angeblich dachten und lebten, hatte ich mal in einer Studie nachgelesen, die mir Michi in die Hand gedrückt hatte. Darin stand, dass wir den ganzen Tag nur vor dem Fernseher hingen, Fastfood aßen und reichlich ungebildet waren.

Die Studie machte mich ziemlich fertig, denn es ist

nicht gerade toll, mit fünfzehn Jahren zu erfahren, dass die Gesellschaft einen für eine komplette Null hält. Dabei waren wir noch gut weggekommen. Die Ausländer hatten die wirkliche Loserkarte gezogen. Über sie stand in der Studie, dass sie kein Deutsch sprechen konnten. Also, ich verstand die meisten Leute hier ganz gut und das Deutsch von Andi war ja auch alles andere als perfekt. Ich will mal wirklich wissen, woher die Wissenschaftler ihre Erkenntnisse für eine solche Studie nehmen. Egal wen ich fragte, niemand hatte mit einem Menschen geredet, der diese Studie geschrieben hatte.

3. Kapitel

»Hallo!« Andi tippte mir auf die Schulter. »Mein Gott, die träumt ja am helllichten Tag.«

»Wenigstens kann sie es noch«, verteidigte mich Michi.

»Hat einer von euch Kohle?«, fragte ich in die Runde.

»Nee, ich krieg erst morgen welche«, antwortete Andi.

Das sagte er immer. Andi war der Einzige von uns, der allein wohnte. Offiziell lebte er zwar mit seiner Mutter zusammen, aber die war immer unterwegs. Niemand wusste, wo sie steckte. Für uns hatte das den Vorteil, dass wir jede Nacht dort übernachten konnten, wenn wir es zu Hause nicht mehr aushielten.

Benni bot mir ein paar Pistazien an, aber davon wird man ja nicht satt. Vielleicht wird der Hunger dann sogar noch mehr gekitzelt und quält einen umso schlimmer. Aus Rache für die Täuschung.

»Na, dann muss ich wohl wieder ran«, seufzte Michi und kramte in seiner Hosentasche.

»Nee, lass mal, ich krieg schon woanders Kohle her.«

»Ach Quatsch, nimm, ist okay.«

Mein Magen knurrte und einen Moment lang be-reute ich das Angebot unserer Klassenlehrerin ausgeschlagen zu haben. Dann erinnerte ich mich, warum, und wurde für einen Augenblick wieder richtig wütend.

Michi kaufte mir eine türkische Pizza mit Kapern und Peperoni. Der Vorteil meines Geschmacks ist, dass ich nie teilen muss.

»Guckt mal, da kommt das Leiden Christi«, rief Andi laut.

Das Leiden Christi war ein etwa siebzehnjähriges Mädchen mit langen braunen Haaren, einem wehleidigen Blick und Schnittwunden am ganzen Körper. Die fügte sie sich selber mit Glasscherben zu, meistens wenn irgendjemand zusah. Sie setzte sich gegenüber von uns an die Wand und ritzte mit einer Glasscherbe an ihrem Arm herum.

»Tiefer, tiefer!«, brüllte Andi.

»Sei ruhig«, sagte Benni.

»Hör auf, das ist ekelhaft«, rief ich zu dem Leiden Christi herüber.

Sie hörte tatsächlich auf und stellte sich zu uns.
»Entschuldigung, ich hab euch nicht gesehen.«

»Das Leiden Christi in Person. Nein, natürlich hast du uns nicht gesehen. Kannst du keine Drogen schlucken, wie das alle tun?«, motzte Andi sie an.

»Oder dich zu Hause aufschlitzen? Da sieht das wenigstens keiner«, ergänzte ich.

»Ihr versteht mich nicht«, jammerte das Leiden Christi, »niemand versteht mich.«

»Dann häng dich doch einfach auf«, schlug ich vor.

Das Leiden Christi ging mit einem Seufzer. Wo sie gestanden hatte, war eine kleine Blutlache. Ich biss in meine Pizza.

Unsere Spanne von Mitleid war nicht sehr groß, das gebe ich zu.

Das bemerkte natürlich auch unser sensibler Benni.

»Wir hätten ruhig etwas netter sein können, schließlich geht's ihr nicht gut«, sagte er. »Manchmal hab ich das Gefühl, dass die Menschen hier genauso kalt sind wie das Wetter.«

»Dann zieh dir doch einen Pelzmantel an, wenn du frierst«, entgegnete ihm Andi, dessen Logik ja nicht jeder verstehen musste.

»Wir hätten wirklich netter sein können«, sagte auch Michi.

»Und was interessiert mich das? Geht's uns denn gut? Interessiert sich jemand für uns?«, regte sich Andi auf.

Er hatte Recht, manchmal hatte ich das Gefühl, ich müsste zerbersten, so stark war der Druck. Ich war